Bevölkerung des platten Landes, so weit zerstreut, so schwerfällig oder teuer sind die Verkehrsmittel, daß die sich selbst überlassenen Baumpflanzungen und Gärten unbenutzt verkommen. Niemand zieht Vorteil aus ihnen, in zwanzig Jahren werden die leichtgefügten Häuser, eine Beute abwechselnd tropischer Sonnenhitze und nordischer Winterkälte, ein Schutthaufen sein, die Fruchtbäume verwildert und die Gärten ein Dickicht bilden.

Doch ich bin vorausgeeilt. Gerade während der letzten Tage vor meiner Abreise war das Gerücht in Teheran verbreitet, daß die als recht unbotmäßig bekannte Bevölkerung der Gebirgslandschaft Veramin, südöstlich von Teheran, welche unruhige Zeiten stets zu Raubzügen und Revolten benutzt hat, sich wieder einmal auf dem Kriegspfade befände und gegen die Hauptstadt rücken wolle, um den angeblich vom Medschläß gefangen gehaltenen Schah zu befreien. Tatsächlich hatte man es zwei Tage vor meiner Abreise für geboten erachtet, eine Abteilung Kosaken mit zwei Gebirgsgeschützen gegen das Raubnest vorzuschieben, um den Leuten den Weg zu ersparen. So kam es, daß ich zu einer flüchtigen Bekanntschaft mit einigen dieser Herren gelangte; die Straße führt nämlich, nur durch einen niedrigen Bergrücken getrennt, ziemlich nahe an der Landschaft vorüber. Als wir nach einer kurzen Mittagsrast wieder in rascher Fahrt die weite, flache Ebene durcheilten, knallten plötzlich von links her einige Schüsse, und gleich darauf sprengten hinter einer Anhöhe hervor ein halbes Dutzend Reiter und befahlen dem Kutscher, zu halten. Ich dachte bei mir, daß das ein vielversprechender Anfang für meine Reise sei, und überlegte gerade, ob es Zweck hätte, sich in eine Schießerei einzulassen — bewaffnet waren wir natürlich alle —, als einer der Leute unter Beteuerungen, daß sie nichts Böses wollten und sicherlich fremde Reisende respektierten, herankam und meinen Diener über die Zustände in Teheran ausfragte. Als ihm Rede und Antwort geworden war, grüßte er höflich und gab mir zu verstehen, daß sie gern ein Geschenk von Munition annehmen würden, wobei er mir harmlos sein Gewehr, eine Werndlbüchse, hinreichte; glücklicherweise hatte ich keine Patronen für diese Waffe, sonst wäre der Vorrat wohl auf der Stelle stark vermindert worden, denn Munition übt einen unwiderstehlichen Reiz auf den Perser aus. Ich hielt es daher für das einfachste, die Hand in die Tasche zu stecken und dem edlen Banditen einen Fünftomanschein (20 Mark) in die Faust zu drücken. Er nahm ihn, wie es mir schien, etwas enttäuscht an und warf sein Pferd mit einem kurzen „Choda hafäs!" (Gott befohlen!) herum. Hoffentlich laufen ähnliche Begegnungen mit solchem Gesindel, die mir wohl nicht erspart bleiben werden, ebenso glimpflich ab — ein klein wenig „Romantik" ist ja als Würze ganz schön.

Aber die eigentliche Reiseromantik kommt erst zur Geltung, wenn man nach des Tages Last und Hitze abends ins „Quartier" rückt. Wie im ganzen Orient gibt es auch auf allen Heerstraßen in Persien für die Reisenden Karawanserien, die im allgemeinen freilich nur unmöblierte kahle Räume bieten. Hierzulande hat man zwei Arten, die privaten Michman-Chaneh oder Fremdenlogis, und die Tschapar-Chaneh oder Posthäuser. Da diese letzteren einer gewissen Kontrolle unterstehen, so sind sie meist reinlicher und besser instande gehalten als die ersteren. Natürlich muß man für die Reise alles mitschleppen, was man als verwöhnter Europäer braucht: Feldbett und Bettzeug, Tisch und Stuhl, Eßgeschirr und Küchengerät. Und will man sich den wenigstens zu gewissen Jahreszeiten nie ganz bewohnerfreien Räumen der Karawanserien nicht anvertrauen, so kommt dazu noch, jedenfalls wenn man im Winter oder im Hochsommer reist, ein Zelt, in den anderen Jahreszeiten genügen einige Decken oder Vorhänge zum Aufspannen.

Ich hatte mich so eingerichtet, daß ich je nach Neigung, Witterung und Reinlichkeitsverhältnissen des Chaneh auch die Nacht im Freien verbringen konnte. Und erst bei dieser Ungebundenheit genießt man die Reize des Reisens ungeschmälert. Gleich der erste Abend lud zum Nächtigen unter freiem Himmel im Scheine eines blendenden Vollmondes ein, die Luft war köstlich mild, wenn's auch gegen Morgen empfindlich kühl wurde, die Karawanserei war mit Pilgern von sehr zweifelhafter Reinlichkeit und unzweifelhaften Gerüchen überfüllt, der mir zur Verfügung gestellte Raum war feucht und zugig — zum Fieberkriegen gerade das rechte Zimmer! Ich ließ mir also auf einem freien Plätzchen neben dem Wagen das Lager für die Nacht herrichten und musterte, während der treue Sejjed das Abendbrot bereitete, meine Umgebung, deren Zusammensetzung — mir aus so vielen früheren Reisen vertraut — seit Jahrtausenden die gleiche gewesen ist, und die doch immer wieder ihren eigenen fremdartigen Reiz, den Zauber des uralten und doch ewig jungen Orients in sich birgt. Auf der Veranda, die von schwerfälligen, viereckigen, aus Lehm und Feldsteinen gefügten Säulen getragen wird, sitzen, den Galian, die persische Wasserpfeife rauchend, Pilger an Pilger eng gedrängt, die auf dem Wege nach Kum, dem großen Heiligtum der Fatima, der dort begrabenen Schwester des heiligen Imams Risa, begriffen sind, ernst und würdig, wie es Pilgern geziemt, aber doch weit lebhafter, als Türken und Araber es sind. Ungeheure Mengen Tee werden dabei verklirrt, Kaffee ist hier unbekannt. Neugierige Blicke gehen zu mir hinüber und Bemerkungen über mich werden ausgetauscht. Einige kühne Leute wenden sich an meinen in der Nähe hantierenden Diener, der sich ein Vergnügen daraus macht, ihnen einen kolossalen Bären aufzubinden und sie in Schein erfahren läßt: ich bin nämlich, so erzählt er ihnen, im Auftrage des Schah auf einer Hundreise begriffen, um zu konstatieren, wieviel Gelder jede Stadt und Gemeinde bedarf, um sich zu „arrangieren" — ein heute sehr beliebtes Thema.

Auf der anderen Seite, im Gelände, im weißen Lichte des Mondes lagen in Gruppen von vieren um eine gemeinsame Futterstelle Hunderte von Kamelen, deren taktmäßiges Kauen wie das Surren von Maschinenrädern zu mir herüberdringt; rechts und links liegen regellos gemischt in ungezählten Mengen Schafe und Ziegen — eine unruhige Gesellschaft, die sich schwarz oder weiß vom silbergrauen Boden scharf abhebt. Leise wiehernde Pferde und übermütig schreiende Esel zeigen an, daß die Futterzeit auch für sie naht, nach wenigen Minuten huschen die „Batscheha", die Kucken — wer denkt dabei nicht an den altertümlichen Ausdruck für Diener? — durch die Reihen mit Säcken voll Gerste und Häcksel, die sie mit kundiger Hand mischen und in den Futtersack werfen, der fast flach ausgespannt so an der Wagendeichsel befestigt ist, daß vier oder sechs Tiere bequem zu gleicher Zeit fressen können.

Mein Sejjed erscheint und meldet, daß das „Diner" fertig ist. Und wie ich langsam hinüberschlendere, ertönt erst und feierlich vom Minaret der Vorsmoschee der Ruf zum Nachtgebet: Allah ist Gott! Kommt, ihn anzubeten!

Eduard Mygind.

Die britische Altersversicherung.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β London, 8. Mai.

Asquiths Budget findet bei der Opposition im ganzen nicht den großen Widerspruch, den man erwarten durfte. Die Bedenken, die generaliter von der unionistischen Presse dagegen vorgebracht werden, hängen mit dem Altersversorgungsgesetz zusammen. Sie sind durch die Sorge diktiert, daß den Unionisten damit einmal eine Erbschaft zufallen könnte, die, wenn sie sie annehmen, ihnen unerschwinglische und mit den kostspieligen imperialistischen Tendenzen unvereinbare Lasten auferlegen würde, wenn sie aber abgelehnt oder wieder aufgehoben würde, ihnen gründliche Unpopularität zuziehen müßte. Bei der abfälligen Beurteilung der Altersversorgung seitens der Oppositionspresse ist ferner maßgebend, daß mit dieser großen sozialen Maßregel, mit der die Konservativen seit dreizehn Jahren die Arbeiter in die Wahlkampfkasse zu locken pflegten, nun von den Liberalen tatsächlich der Anfang gemacht worden ist. An dem Vorschlage Asquiths wird speziell folgendes bemängelt: Einmal, daß damit gewisse Klassen von Arbeitern besteuert werden, die nach den Sterblichkeitsziffern niemals daran denken können, selbst in den Genuß der Pension zu kommen. Ferner wird der Mangel einer verschiebbaren Arbeiterpension zu treten. Ferner wird der Mangel einer verschiebbaren Skala der Festsetzung des Pensionsbetrages getadelt. Als unbillig wird bezeichnet, daß Personen, denen vielleicht nur wenige Pence an dem von dem Pensionsbezug ausschließenden Privateinkommen zehn oder Schillingen fehlen, die ganze Pension von fünf Schilling erhalten sollen anstatt eines die zehn Schilling vollmachenden Zuschusses. Andererseits wird bedauert, daß nicht das Prinzip der Beitragspflicht, wie in Deutschland, eingeführt worden ist. Bis jetzt ist nicht ersichtlich, wie die Arbeiter die Bestimmungen des Gesetzes aufnehmen. Bei der Tatsache, daß sie mindestens 16 Millionen Pfund und Ausdehnung des Gesetzes auf Altersklassen unter 70 Jahren verlangt haben, ist aber kaum anzunehmen, daß sie damit besonders zufrieden sind.

Die überraschend gekommene erhebliche Reduktion der Zuckersteuer, die stark erobernde Kraft unter den Wählern für die liberale Regierung haben wird, bezeichnet die konservative Presse größtenteils als leichtfertig. Sie fragt, wie die Regierung denn denke im nächsten Jahre die Verpflichtungen zu erfüllen, die ihr das Flottenprogramm auferlege. Geflissentlich übersieht man, daß Asquith, nachdem er von der Staatsschuld jährlich 15 Millionen Pfund getilgt hat, in der Tilgung nunmehr ein weniger schnelles Tempo anschlagen wird und daher alle Jahre drei bis vier Millionen Pfund zur Verfügung haben kann. Dabei wird die Staatsschuld dennoch hinter den Stand, den sie vor der Burenkrieg einnahm, zurückgebracht. Geheimnisvoll deutete Asquith darauf hin, daß, um allen finanziellen Anforderungen zu entsprechen, ihm für nächstes Jahr noch nicht erschlossene Steuerquellen zur Verfügung stehen. Man deutet diese Auffassung auf eine weitere Entwickelung des Systems der progressiven Einkommensteuer. Daß die Regierungsblätter über dieses auf einem gesunden Finanzsystem beruhende Budget jubeln, ist natürlich.

* Wie uns aus Stockholm telegraphiert wird, werden der **König** und die Königin von **Schweden** am 31. Mai zu einem offiziellen Besuch des deutschen Hofes in Berlin eintreffen; die Abreise erfolgt am 2. Juni. An die Berliner Reise wird sich ein Besuch des dänischen Königshofes anschließen, der vom 3. bis 5. Juni dauert.

Das deutsch-französische Handelscomité.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

♣ Paris, 8. Mai.

Das „Comité Commercial franco-allemand", das unter seinem Präsidenten Pierre Baudin bekanntlich an der Förderung der Handelsbeziehungen beider Länder arbeitet, jede politische Propaganda aber grundsätzlich ausschaltet, hält am Sonnabend eine Sitzung, in der die verschiedenen Arbeitskommissionen sich bilden werden. Zunächst steht die Konstituierung der Kommission für Transport und Verkehrswesen und der Kommission für die Handelsgesetzgebung auf der Tagesordnung. Zur Aufgabe der erstern Kommission wird die Verbesserung der Tarifbestimmungen, die Beschleunigung des Transportes auf dem Wasserwege zwischen Paris und Straßburg und eine wichtige Aenderung der Portoberechnung und der Auslieferungsart der Zeitungen und Drucksachen gehören. Die Kommission für die Handelsgesetzgebung wird sich mit Markenschutz und mit den neuen deutschen Gesetz über Wein und Spirituosen zu beschäftigen haben. Einige Tage später tritt die Kommission für Kolonialangelegenheiten zusammen. Der Leiter der Organisation, die in zweckdienlicher und taktvoller Weise seines Amtes leitet, ist Generalsekretär des Comités, Lucien Coquet, ein junger Journalist und Advokat, der Deutschland aus eigener Anschauung kennt und Bonn seine Studien gemacht hat.

Das „Kreisblatt".

Mit Bezug auf die Weigerung der Teltower Kreisblatt, ein Inserat der liberalen Parteien aufzunehmen, geht uns von unterrichteter Seite folgende Zuschrift zu:

Wenn der Landrat des Kreises Teltow sagt, das Kreisblatt sei ein vollkommen unabhängiges Organ, auf das mit Ausnahme des amtlichen Teiles keinen Einfluß habe, dann muß man ihm erwidern, daß er sich über das Wesen des Kreisblattes noch nicht klar geworden ist.

Das Kreisblatt ist ein amtliches Organ der Kreisverwaltung. Die letztere schließt mit dem Verleger einen Vertrag ab, der unter anderem Bestimmungen über die Höhe der Verlagskosten sowie darüber enthält, in welcher Weise der nicht für amtliche Bekanntmachungen in Anspruch genommene Raum des Blattes verwendet werden darf.

Da es nun in Preußen, wenigstens in der Theorie, keine Parteiregierung gibt, so dürfen auch die Regierungsorgane sich nicht in den Dienst einer politischen Partei stellen. Beim Kreisblatt muß diese Unparteilichkeit schon deshalb gefordert werden, weil der Verlag die Mittel des Kreises bezahlt oder „subventioniert" wird. Ein Unterschied zwischen den Steuerbeiträgen konservativen und liberalen Kreissteuerpflichtigen wird

Ludovic Halévy †.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

♣ Paris, 8. Mai.

Ludovic Halévy, der letzte aus der fröhlichen Dreieinigkeit Offenbach, Meilhac und Halévy, ist in der Nacht zum Freitag nach monatelangem Leiden sanft entschlafen.

Halévy, der 1834 geboren wurde, begann seine Laufbahn als Beamter, entdeckte aber schon früh sein literarisches Talent. Er schrieb unter dem Pseudonym Servières Bücher für kleine Operetten, für Offenbachs „Fortunios Lied" und Bizets „Doctenr Miracle". Als er in Meilhac einen gleichgestimmten Freund kennen lernte, wandte er sich ganz der Arbeit für die Bühne zu, und nun entstanden, durch Offenbachs Musik mit Leben erfüllt, die klassischen Werke der Operette, die bis heute unerreicht sind, von der „Schönen Helena" bis zu den „Briganten".

Nach Offenbachs Tod schufen beide Dichter für Lecocq den „Kleinen Herzog", gaben dann aber das leichte Genre auf und stiegen mit „Frou-Frou" erfolgreich zum „Grand Théâtre" empor. Nach der „Roussotte" verzichtete Halévy auf die Bühnenproduktion. Er schrieb mehrere Bände Romane und Erinnerungen. Seinen erfolgreichsten Roman „Abbé Constantin" brachte er dramatisiert auf die Bühne. Er ist auch im Berliner Residenztheater Lautenburgs mit Beifall gespielt worden. 1884 wurde Halévy Mitglied der Akademie. Seit 1892 hat er nichts mehr geschrieben. Verheiratet mit einer ungewöhnlich klugen Frau aus der berühmten Uhrmacherfamilie Breguet, führte er ein zurückgezogenes Leben, nahm aber interessiert an allen Entwickelungen der Literatur und Kunst teil. Er war sehr beliebt. Die vielen jungen Schriftsteller, die er tatkräftig zu fördern bereit war, werden seinen Tod ebenso aufrichtig betrauern wie die alte Garde aus den glücklichen Zeiten der sechziger Jahre.

* * *

Ludovic Halévy war ein Neffe des Komponisten Fromental Halévy, des Schöpfers der Musik der „Jüdin", des Rivalen von Meyerbeer und Auber, und der Sohn des Schriftstellers Léon Halévy, der im historischen Genre machte. Viel gelesen wurden Ludovics Bücher „Madame Cardinal" und „Die Familie Cardinal", humoristische Schilderungen der Pariser Kulissenwelt mit der Gestalt einer Tänzerinnenmutter. Im vorigen Sommer war Halévy in seinem Landhause Haute Maison in Sucy en Brie an einer nervösen Krise schwer erkrankt. Mit seiner eleganten Erscheinung und dem wohlgepflegten Diplomatenvollbart war er früher neben dem robusten Halévy eine überall bekannte Figur.

Das Deutsche Theater wird in der nächsten Spielzeit auch „Faust" und „Julius Cäsar" aufführen. Ueber die Besetzung der beiden Dramen kommen wir folgendes mitteilen. Den Faust wird Friedrich Kayßler spielen, den Mephisto der neu in das Ensemble eintretende Paul Abel; das Gretchen wird von Lucie Höflich dargestellt werden. Die Titelrolle in „Julius Cäsar" soll Wilhelm Diegelmann spielen, den Brutus Friedrich Kayßler, den Cassius Paul Wegener, und als Marc Anton werden Alexander Moissi und Alexander Veregi miteinander abwechseln.

β Das Londoner Deutsche Theater hat, wie unser Korrespondent meldet, unter der Leitung von Hans Andresen mit Kadelburgs „Der Weg zur Hölle" seine kurze Spielzeit in London begonnen. Diese erste Aufführung war vortrefflich. Der bekannte Humorist Müller, ein exzellenter Bendler, Andresen, in Maske und Spiel als Dornwald der Typus eines gefnechteten Ehemannes und Fräulein L'Arronge, die argwöhnische Gattin dieses Unglücksraben, der schon in seiner Jugend die Schläge für die von anderen gestohlenen Aepfel bekommen hatte, hielten das Publikum den ganzen Abend über in Heiterkeit. Die englische Presse zollt den deutschen Schauspielern viel Anerkennung.

Eine etwas peinliche Ueberraschung bot freilich das Theater selbst. Der Besuch war nämlich für eine Eröffnungsvorstellung ein derartig karger, daß sich unter den Anwesenden eine gewisse Mißstimmung über den Interessenmangel der deutschen Kolonie dem Unternehmen gegenüber einstellte, ja, man konnte einige ziemlich derbe Worte über den deutschen „Gemeinsinn" im Auslande hören. Das Deutsche Theater in London floriert schon seit einiger Zeit nicht mehr. Die Seasons werden immer kürzer, und in diesem Jahre ist die Spielzeit sogar nur auf vierzehn Tage berechnet. Während dieser Zeit fertigt Andresen sein Publikum mit zwei Possen und einer Schulervorstellung von „Minna von Barnhelm" ab! Das entspricht allerdings nicht ganz mehr dem Ideal, das in früheren Jahren von der Zukunft des Deutschen Theaters in London erträumt wurde.

Theaterchronik. Aus Leipzig meldet unser Korrespondent: Dem hervorragenden Bariton der Leipziger Oper, Herrn Sommer wurden aus Anlaß seiner Mitwirkung an den „Salome"-Aufführungen in Paris vom französischen Minister des öffentlichen Unterrichts die Palmen des Offiziers der Akademie verliehen. Der Künstler erhielt vom Erbprinz-Regenten von Reuß das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft. — Caruso hat sich auch in diesem Jahre für ein einmaliges Gastspiel im Leipziger Stadttheater verpflichtet. Der berühmte Tenor tritt im Oktober als Herzog in „Rigoletto" auf.

Die einbehaltene Monatsgage. Vor der zweiten Kammer des Berliner Gewerbegerichts wurde eine Klage von sechzehn Orchestermusikern des Hebbel-Theaters verhandelt, denen von der Direktion eine halbe Monatsgage einbehalten worden war, weil ohne besondere Erlaubnis beim Wohltätigkeitsfest des Berliner Journalisten mitgewirkt hatten. Als Sachverständige erklärten Max Pateg, Ernst Vogel, der Vizepräsident des Allgemeinen deutschen Musikerverbandes, und Direktor Ferenczy, daß der omin. § 11 der Theaterverträge, wonach die angestellten Künstler bei anderweitigem Auftreten eine halbe Monatsgage verwirken, Musiker sich keinesfalls bezieht. Das Gericht entschied gegen die beklagte Direktion.

-ls- Tschechische Sänger in Paris. Drei in ihrer Art bisher eigenartige Chorkonzerte haben, wie uns unser Pariser Musikreferent schreibt, in Paris sehr interessiert. Der tschechische Lehrergesangverein hat unter der sehr energischen Leitung seines Dirigenten Ferdinand Bach im Trocadero, dann im Châtelet- und Sarah Bernhardt-Theater drei Matinees veranstaltet, die in gleicher Weise durch die ausschließlich aus böhmischen Nationalgesängen bestehenden Programme wie durch die staunenswerte Ausführung lebhaftestes Interesse und immer wachsenden Beifall hervorriefen. Die knapp fünfzig Lehrer sangen die a Capella-Chöre sämtlich auswendig mit einer Sicherheit im Ansatz und einer Fülle ohne gleichen. Die Texte wurden alle im tschechischen Original gesungen, das auf den Programmen ins Französische übertragen war. Aber man lauschte nur dem wundervollen Gesang und lächelte im stillen über die Fabel von der unmusikalischen konsonantenreichen tschechischen Sprache, die im Munde dieser vorzüglichen Sänger so musikalisch wie nur irgendeine romanische klang. Schließlich des letzten Konzertes gaben die Böhmen die Marseillaise zu, die sie natürlich auch tschechisch sangen und sogar wiederholen mußten.

Der Orientalist Eduard Glaser, der durch seine Forschungsreisen bekannt geworden ist, ist in München gestorben. Er wurde 1855 in Deutschkust im böhmischen Bezirk Podersam geboren, studierte mathematische, geodätische und arabische Studien. In Kunis, Tripolis und dem südlichen Arabien hat er Inschriften, Manuskripte und Sprachproben gesammelt. Auch eine „Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Mohammed" hat er veröffentlicht.

„Ins Gras beißen." In der letzten Gesamtsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften las Prof. Wilhelm Meyer über die sprichwörtliche Redensart „